

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 114 (1988)
Heft: 42

Artikel: Mein Sprung nach Tokio
Autor: Kishon, Ephraim / Senn, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-618979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Sprung nach Tokio

von Ephraim Kishon

Wie VIELE REISEN IN DEN Fernen Osten begann auch unsere mit einer grosszügigen Einladung. Mein japanischer Verleger hatte mich in einer schwachen Minute mit der gesamten Familie, natürlich ohne Kinder, zu einem Blitzbesuch nach Tokio eingeladen, im Rahmen einer edelmütigen Offerte, wonach die Reise von mir und der Aufenthalt von meiner Bank getragen würden.

Einem solchen Angebot kann man einfach nicht widerstehen.

Also packte ich meine Frau und ihre Siebensachen zusammen, und hopp – schon waren wir nach einem 72-Stunden-Flug in Hongkong gelandet. Von da war es nur noch ein Katzensprung nach Tokio – obwohl ich dieser Katze nicht unbewaffnet begegnen möchte.

Am Flughafen von Tokio erlebten wir unsere erste angenehme Überraschung, als wir entdeckten, dass man im Land der aufgehenden Sonne kein Trinkgeld kennt. Niemand weiß, was es ist. Es taucht ein schmächtiger Träger auf, stellt sich unter die vierzehn Gepäckstücke ohne «Mamma mia» und «Porca miseria» und schleppt den Kofferberg in die 81. Etage unserer Hotels. Als ich ihm einige bescheidene Münzen in die Hand drücken will, lächelt der kleine Mann freundlich, verneigt sich und sagt – no, no, tenk ju, no, no.

«Nehmen sie ruhig», sagen wir im Sinne bester mediterraner Erziehung, aber der Schmächtige lächelt und verbeugt sich – no, no, Sir, no, no.

Er hatte offensichtlich nicht alle Tassen im Schrank. Meinen positiven Eindruck teilte ich wenig später dem Hoteldirektor mit:

«Auch bei uns in Israel schlug der Gewerkschaftsvorstand kürzlich vor, diese widerliche Trinkgeldsätze aufzugeben. Es war übrigens seine letzte Amtshandlung.»

«Japan und Ägypten sind nicht dasselbe», verbeugte sich lächelnd der Direktor und



fügte hinzu: «Das heutige Japan bewahrt seine altehrwürdigen Traditionswerte, während es an der Spitze der modernen Technologie schreitet.»

Wir HATTEN KEINEN GRUND, an seinen Worten zu zweifeln. In unserem Zimmer unterwies uns der Direktor in der Handhabung des neuesten Digitalfernsehapparats, der sich von selber ausschaltet, wenn nach 25 Minuten Fussballspiel noch kein Tor gefallen ist.

«Na also», liess sich meine Frau hinreisen. «Japan ist wirklich einmalig.»

«Sie bringen mich in Verlegenheit, gnädige Frau», verneigte sich der Direktor, hob zwei dicke Staubkörnchen vom Parkettboden auf und wickelte sie sorgfältig in sein blütenweisses Taschentuch. «Wir tun, was in unseren bescheidenen Kräften steht.»

Kaum hatte sich der Direktor rücklings aus unserem Zimmer empfohlen, traf mein lächelnder Verleger ein. Europäisch schüttelte er unsere Hände und erkundigte sich höflich, wie uns Japan gefalle.

«Sehr nett», antworteten wir, «unsere Hochachtung.»

Mein Verleger zeigte leichte Züge von Enttäuschung. Wir waren etwas irritiert. Immerhin befanden wir uns erst eine halbe Stunde in Japan und hatten die Hälfte davon bereits Lächeln vergeudet.

«Meiner bescheidenen Meinung nach», rettete die beste Ehefrau von allen die delicate Situation, «bewahrt das heutige Japan seine altehrwürdigen Traditionswerte, während es an der Spitze der modernen Technologie schreitet.»

«Tenk ju», errötete mein Verleger und verbeugte sich, «Sie bringen mich in Verlegenheit, gnädige Frau.»

Auf unsere Frage, was wir uns unbedingt ansehen müssten, empfahl er uns den Besuch der alten Hauptstadt Kioto. Als wir uns erkundigten, wie wir dahin kämen, verbeugte sich mein Verleger und verliess wortlos das Zimmer. Nach wenigen Minuten kehrte er mit drei Fahrkarten des berühmten Expresszuges wieder, der mit Ultraschallgeschwindigkeit nach Kioto fährt. Wir machten ihn darauf aufmerksam, dass wir, meine Frau und ich, mit zwei Fahrkarten auskommen könnten, worauf er sich mit gewinnendem Lächeln verbeugte:

«Wenn Sie erlauben, leiste ich Ihnen Gesellschaft.»

MEIN VERLEGER FUHR ALSO mit. Nach dreieinhalb Stunden per Ultraschall, ohne ein Wort auszutauschen, verabschiedete sich mein Verleger im Hauptbahnhof von Kioto mit einer höflichen Verbeugung. Wenn ich mich recht erinnere, hat er dabei freundlich gelächelt und ist wieder zu seiner Basis zurückgekehrt.

Nur sekundenlang waren wir ohne Begleitung. Eine sympathisch lächelnde Passantin trat auf uns zu, stellte sich vor und anerbot sich, uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Warum nicht, dachten wir. Die Passantin führte uns zu den alten Tempeln, ins Museum, in den kaiserlichen Garten, und als es Abend wurde, begleitete sie uns in ein nahegelegenes Hotel und mietete ein Zimmer neben unserem.

In dieser Schicksalsstunde erfuhren wir die weltberühmte japanische Höflichkeit in ihrer vollen Bedeutung. Im Laufe der Zeit lernten wir zwar, uns gegen sie erfolgreich zu wehren, aber in den ersten Tagen liefen wir mehrfach in die mörderische Falle der guten Manieren. In Japan genügt es nämlich, einen flüchtigen Touristenblick auf ein Strassenschild zu werfen, um unverzüglich von einem Dutzend galanter Fußgänger überfallen zu werden, die darauf bestehen, den hilfsbedürftigen Reisenden bis ans Ende der Welt zu begleiten. Sie laden oft auch

zum Essen ein und bieten ihre Gastfreundschaft bis zu den nächsten Olympischen Spielen an. Adoption nicht ausgeschlossen.

Der Abschied von japanischen Passanten gestaltet sich besonders dramatisch. Weinen verspricht man einander, bis zum baldigen Wiedersehen in Funkkontakt zu bleiben.

«Auf Wiedersehen», sagen sie mit nassem Blick. «Übrigens, wie gefällt Ihnen Japan?»

«Das heutige Japan», antworten wir, «bewahrt seine altehrwürdigen Traditionswerte, während es an der Spitze der modernen Technologie schreitet. Sayonara.»

JA, WIR HABEN BEGONNEN, japanisch zu sprechen. Es ist gar nicht so schwer, wie es aussieht. Wenn man in jungen Jahren ernsthaft zu lernen beginnt, werden früher oder später die Enkelkinder bereits ganze Sätze flüssig nachsprechen können.

Leichter ist es, sich in die Köstlichkeiten der japanischen Küche zu verlieben. Die beste Ehefrau von allen und ich waren bald nach Sushi und Yakitori süchtig, obwohl es wenige Restaurants gibt, in denen beide Wunder gleichzeitig serviert werden.

Einmal begingen wir den fatalen Fehler, dieses Problem an meine liebevolle Übersetzerin heranzutragen. Umgehend wurden wir zu einem gigantischen Festessen in ein antikes Restaurant aus lauter Bambus, Weihrauch und Tradition eingeladen. Rechts und links sassen zwei Geishas und lasen meine Gedanken. Mein nach Okimo-no schweifender Blick genügte, um meine Schutzengel zu inspirieren, mir einen gehäuften Teller davon festlich aufzutragen:

«Es ist uns eine unschätzbare Ehre, Sie bedienen zu dürfen», verneigten sie sich. «Domo alligator.»

Oder so ähnlich. Ein erhebendes Erlebnis an niedrigen Tischen. Schade, schoss es mir durch den Kopf, dass die Kinder das nicht sehen können – und schon stand meine linke Geisha auf und fotografierte uns mit einer Ultraviolettlaserkamera, die sie aus ihrem traditionellen Rückenfallschirm holte.

Es war rührend zu sehen, wie das heutige Japan seine altehrwürdigen Traditionswerte bewahrt, während es an der Spitze der modernen Technologie schreitet. Wir zögerten nicht, diesen Gedanken an die Geishas weiterzuleiten.

«Sie bringen uns in Verlegenheit», erröten die beiden Feen. «Wir sind Ihrer lobenden Worte nicht würdig.»

Ja, die Bescheidenheit ist die hervorstechendste Eigenschaft der Japaner. Sie zeichnete auch die Teilnehmer meiner Pressekonferenz aus, als man mich nach meiner

Meinung über Japan befragte. Meine Frau verteilte unser noch druckfrisches Flugblatt, aus dem unmissverständlich hervorging, dass das heutige Japan seine altehrwürdigen Traditionswerte ...

Die Journalisten dankten, meinten aber errörend, wir brächten sie in Verlegenheit. Ich schlug vor, das Thema zu wechseln und stieß auf allgemeine Zustimmung. Hierauf stand eine blutjunge Journalistin auf, verbeugte sich und fragte, ob sie mir eine rein persönliche Frage stellen dürfe.

Ich stellte mich uneigennützig zur Verfügung.

«Hochgeschätzter und verehrter Guest aus Damaskus», hob die junge Dame an. «Als erfahrener und weitgereister Literat werden Sie bestimmt einschätzen können, ob unser Fortschritt in der modernen Technologie nicht auf Kosten unserer altehrwürdigen Tradition gehen wird.»

IN DIESEM AUGENBLICK BEGRIFF ich, warum Harakiri in diesem Land so beliebt ist. Ich hielt jedoch mit meiner persönlichen Meinung nicht hinter dem Berg, dass den japanischen Traditionswerten keine unmittelbare Gefahr drohe. Die blutjunge Journalistin dankte mir für die ermunternden Worte, die sie, nebenbei, in Verlegenheit brachten.

Auch die Presse griff das Thema auf:

«Jüdischer Satiriker aus dem Iran», liessen die Schlagzeilen verlauten, «bewundert sowohl japanische Tradition als auch moderne Technologie.»

Zumindest hat es der Empfangschef unseres Hotels so übersetzt, während er unser Gepäck und uns zum Ausgang begleitete:

«Es war ein besonderes Vergnügen, Sie als Guest bei uns zu haben», verbeugte er sich lächelnd. «Bei dieser Gelegenheit würde ich nur zu gern Ihre aufrichtige Meinung über Japan hören.»

Da passierte etwas sehr Unangenehmes. Die beste Ehefrau von allen stürzte sich plötzlich auf den Empfangschef und begann mit ihrem neuen, transistorgesteuerten Fächer auf ihn einzuschlagen:

«Hier hast du deine altehrwürdige Technologie ...», kreischte sie, «dein heutiges Japan ... deine moderne Tradition ...»

Der Empfangschef setzte zur Flucht an. Seine letzten Worte galten dem tiefempfundenen Dank für unsere einschlägige Auskunft.

Um die Wahrheit zu sagen, er brachte mich in Verlegenheit.

Dieser Text ist ein Vorabdruck aus Ephraim Kishons Buch «Hausapotheke für Gesunde», das Mitte Oktober im Verlag Herbig (Langen Müller), München, erscheint.